



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bedenken über die Sprachverbesserung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Bedenken über die Sprachverbesserung

1



„Verhand Sprachdummheiten“ (in Nr. 48 bis 51 der vorjährigen Grenzboten) sollten — zwar nicht in Gold gefaßt werden, das wäre sehr unpraktisch — wohl aber in standhaftem Pappdeckelband allen Schulmeistern, Zeitungsschreibern und sonstigen Papiermenschen obrigkeitlich verordnet werden. Unverordnet haben sie gewiß alle Grenzbotenleser mit herzlicher Freude studirt. Was meine Wenigkeit anlangt, so sind mir die meisten der in dem Sündenregister gerügten Dummheiten ebenfalls immer widerwärtig gewesen, und wegen der übrigen, deren Fehlerhaftigkeit mir dadurch erst klar geworden ist, bin ich für die Belehrung dankbar. Wenn ich dennoch einige allgemeine Gesichtspunkte hervorhebe, in denen ich mit dem Verfasser nicht ganz übereinstimme, so geschieht das nicht in der Meinung, die Wirkung seiner Belehrungen abzuschwächen, sondern in der Hoffnung, es werde seine gute Absicht fördern, wenn die Sache auch noch von einer andern Seite her beleuchtet wird.

Die erste Meinungsverschiedenheit bezieht sich auf den papiernen Stil. Ich wünschte zwar, daß die Schriftsprache so wenig papiernen wie möglich wäre, glaube aber dabei, daß sie niemals mit der gesprochenen völlig übereinstimmen könne. Wie unmöglich es schon ist, auch nur die Rechtschreibung mit der Aussprache in genaue Übereinstimmung zu bringen, wie unmöglich das selbst dann sein würde, wenn jeder Deutsche hochdeutsch spräche, davon hat wohl die Abhandlung über Phonetik in Nr. 1 der Grenzboten jeden überzeugt. Aber wie viele Deutsche sprechen hochdeutsch? Für neun Zehntel aller Deutschen bedeutet die Forderung: Schreibe, wie du sprichst! soviel wie: Schreibe in deiner Mundart! Und wenn die Absicht des Sprachvereins, das ursprüngliche Wesen der deutschen Sprache wieder herzustellen, in allem Ernste verwirklicht werden sollte, so müßte zuvörderst die neuhochdeutsche Schriftsprache preisgegeben und zu den Dialekten zurückgekehrt werden. Denn im Anfange der deutschen Geschichte finden wir weder ein deutsches Volk noch eine deutsche Sprache, sondern nur verschiedene Stämme, die zwar verwandte, aber doch verschiedene Sprachen: gothisch, angelsächsisch u. s. w. reden, die sich als ein Volk weder fühlen noch fühlen können, sondern deren gleichartiges Wesen zuerst von den höher gebildeten

„ultramontanen“ Beobachtern wahrgenommen und in der Erfindung eines gemeinsamen Namens zum Ausdruck gebracht wird. Nicht sie selbst haben sich Germanen genannt, sondern von den Römern sind sie so genannt worden; und erst nachdem die vier Stämme des Reiches der Ottonen von den Italienern schon einige Jahrzehnte hindurch mit dem gemeinsamen Namen *Tedeschi* gerufen worden waren, haben sich Baiern, Alamannen, Franken und Sachsen an den Gebrauch der gemeinsamen Bezeichnung „Deutsch“ gewöhnt, die der Bibelübersetzung des *Ulfila* (*Galater* 2, 14) verdankt wird. Wie schwierig es unter diesen Umständen für die deutschen Stämme sein mußte, es zu einer gemeinsamen Schriftsprache zu bringen, liegt auf der Hand und wird aus einer Mitteilung *Walafried Strabos* recht deutlich. Dieser war von 816 bis 825 Zögling der Klosterschule zu *Reichenau* und hat einen Bericht über seine Studienzeit hinterlassen. Darin heißt es: „Abt *Hatto* war von dem großen *Karl* wiederholt aufgefordert worden, der deutschen Sprache an der Klosterschule mehr Geltung zu verschaffen. Diesem Auftrage gemäß gab uns *Hatto* nun Anleitung, zuerst deutsche Wörterbücher, sodann Übersetzungen und Reden zu machen, und mehreren von uns gelangen die deutschen Reden sogar besser als die lateinischen. Nur mit der Rechtschreibung kamen wir nicht zu stande, weil sich viele deutsche Laute mit lateinischen Buchstaben nicht ausdrücken lassen, und jeder von uns je nach der Gegend, aus der er stammte, wieder seine eigne Aussprache und somit Schreibweise hatte. Es gelang uns deswegen weit eher, einen freien Vortrag in deutscher Sprache zu halten, als eine Übersetzung oder einen Aufsatz niederzuschreiben.“

Aber nicht bloß um die Rechtschreibung handelt es sich — die Schwierigkeit besteht ja noch heute —, sondern um Wörter, Abwandlung und Satzbau. Der Süddeutsche kennt unsern *Fleischer*, *Klempner* und *Kürschner* gar nicht, denn er hat bei sich zu Hause nur *Metzger*, *Wurster*, *Blechener* und *Kappenschmager*. Der Badener streicht auf sein Brot nicht die *Butter* und den *Weichquark*, sondern „den *Buhter* und den *Piepeleskäse*“; er gebraucht weibliche Wörter männlich, bildet den *Akkusativ* des männlichen Hauptwortes gleich dem *Nominativ* und spricht kein *Ende*. Verbiethet ihm „*ischt*“ für „*ist*“ zu sprechen, und er bleibt in seinem *Trinkspruch* wie in seiner *Predigt* stecken und fürchtet sich beim *Biere* den Mund aufzuthun. Er erzählt auch nicht im *Imperfektum*, sondern im *Perfektum*. Kurz und gut: das *Hochdeutsche* ist ihm eine fremde Sprache, in der er sich nur unbeholfen bewegt. Kein Wunder, wenn man es seinem geschriebenen *Deutsch* ansieht! Nicht anders geht es dem, der gewöhnt ist, *platt* zu *snaken*, vom *Ostreicher*, *Schweizer* und den unzähligen *Unterdialekten* — im *Schlesischen Gebirge* beinahe so viele, als es *Dörfer* giebt — gar nicht zu reden.

Schreibe, wie du sprichst — das bedeutet für das *Kind*, die *Frau* und den *gemeinen Mann*: Schreibe in kurzen Sätzen, nimm es mit deren *Aneinander-*

fügung nicht genau und genire\*) dich nicht, aus der Konstruktion zu fallen. Was macht in Frau Ajas und des Apostel Paulus Briefen den Eindruck des Ungefünstelsten, Wahren, Herzlichen, Lebendigen? Daß sie oft aus der Konstruktion fallen, d. h. jeder augenblicklichen Eingebung zuliebe ohne Scheu die Regeln des Satzbaues verletzen. Darf der Lehrer den Schüler so schreiben lassen? Nein! Was folgt daraus? Daß der junge Mensch von dem Augenblicke an, wo er das Papier zur Hand nimmt, papieren zu schreiben gezwungen ist. Die Abweichung vom Gesprochenen würde indes immer noch in mäßigen Grenzen bleiben, wenn sich das Schreiben auf das Aufzeichnen von Gedichten, Geschichten und Mitteilungen beschränkte, die ursprünglich gesprochen oder gesungen wurden oder doch ebenfugot gesprochen oder gesungen als geschrieben werden könnten. Allein mit fortschreitender Bildung und als verwickelte Verhältnisse entstanden, ergab sich mancherlei Gelegenheit und sogar häufig die Notwendigkeit, Dinge zu schreiben, die nur gelesen, nicht gesprochen zu werden bestimmt sind. Die Ilias und die Odyssee wurden gesprochen und gesungen; man zeichnete sie später auf, nicht damit sie gelesen, sondern damit sie nicht vergessen würden. Wolfram von Eschenbach konnte weder lesen noch schreiben; er diktirte sein ungeheures Epos. Horaz dagegen drechselte seine Strophen für Leser, die den Schlangenwindungen des allerlei Einschreibungen umklammernden Hauptsatzes mit dem Auge folgen. Herodot las seine Geschichten vor, und wie schön mögen sie sich angehört haben! Thukydides schrieb für Lesende, die den Satz, den sie beim ersten Durchlesen nicht verstanden haben, zwei- oder dreimal lesen können. Plato philosophirte noch gesprächsweise; Aristoteles (ich kenne ihn, aufrichtig gestanden, nur aus zweiter und dritter Hand) schrieb als Buchgelehrter natürlicherweise schwerfälliger und ist darum schwieriger zu lesen. Der Volksdichter, der Chronist, der echte Volksredner reiht Bild an Bild, daher Satz an Satz; der Denker türmt einen Gedankenbau auf, und bringt er diesen zu Papiere, so entsteht eine Periode. Der Periodenbau ist nicht, wie die Feinde der alten Sprachen behaupten, eine Eigentümlichkeit des Griechischen und Lateinischen, obwohl diese Sprachen besonders geschickt dafür sind, sondern ein notwendiges Erzeugnis des verwickelten Gedankenbaues und der verwickelten Verhältnisse einer höhern Kultur. Auch der verwickelten Verhältnisse! Wems Vergnügen macht, diesem Zusammenhange nachzuspüren, dem empfehle ich das Studium des Branntweinsteuergesetzes oder des Gesetzes über die Invaliditäts- und Altersversicherung. Ich komme später noch einmal auf diesen Punkt zurück. Und nun denke man sich die tausend und aber tausend Männer und leider auch Frauen und Jungfräulein, die in Schreibstuben sitzen, von früh bis abends sitzen und schwitzen und Zeug zusammenkritzeln — Berichte, Gesetz-

\*) Ein unübersezt- und unerseztbares Fremdwort, nur sollte man es „scheniren“ schreiben, ebenso Schandarm u. s. w.

entwürfe, Romane, Bittschriften, Straf- und Zahlungsbefehle, Gedichte, Lösungen der sozialen Frage und des Weltproblems — Zeug, das nachzusprechen oder auch nur laut zu lesen niemals einem Sterblichen einfallen wird! Und nun denke man sich ferner, daß ja die meisten dieser Papiermenschen über ihrem papiernen Berufe das Sprechen ganz verlernen — wie könnten sie anders schreiben als papieren?

Aus dem Gesagten folgt, daß es einen berechtigten und notwendigen papiernen Stil giebt. Eine Sprache, die gar nicht dazu bestimmt ist, gesprochen zu werden, kann, darf und muß vielleicht sogar andern Gesetzen folgen wie die Sprechsprache. Im Gespräch baut auch der Philosoph keine Perioden. Aber beim Schreiben, wo er hinter jedem dritten Worte fünf Minuten überlegen kann, wies weiter gehen soll, wo er streichen, ausbessern, einschieben kann, warum sollte er da nicht eine Menge zusammengehöriger Gedanken in ein Satzgefüge bringen, das ihre Über-, Unter- und Nebenordnung, ihre gegenseitigen Beziehungen und Abhängigkeiten recht deutlich veranschaulicht? Dem Leser hält ja das Buch still, und wenn er über jedem Satze fünf Minuten zubringt, so kann das der gründlichen Durchdringung des Gegenstandes nur förderlich sein. Und sollten für den Schreibstil nicht auch ein wenig andre Schönheitsgesetze gelten als für die Sprechsprache? Ich sage nicht für den Sprechstil, weil sich beim Sprechen noch gar kein Stil bildet. Zum schönen Sprechen gehört vor allem eine schöne oder kräftige Stimme, gute Betonung, ein von lebhaftem oder angenehmem Mienen- und Geberdenspiel begleiteter Ausdruck und Vermeidung häßlich klingender Wörter und Wortgruppen. Der Satzbau ist ziemlich gleichgiltig. Ich habe Reden gehört, die einen mächtigen Eindruck machten, die aber ohne vorherige Umarbeitung gar nicht gedruckt werden konnten. Wiederholungen — und damit komme ich auf einen Punkt, in dem ich anderer Meinung bin als der Herr Verfasser der „Sprachdummheiten“ — schaden beim Sprechen nur dann, wenn sie unangenehm klingen, und das ist bei die die so wenig der Fall wie bei einem gesungenen la la. Nach drei oder fünf Wörtern wieder dasselbe Wort zu gebrauchen, hindert gar nichts, denn man hört ja immer nur zwei zusammen. Beim Lesen hingegen überblickt man fünf bis zehn Zeilen auf einmal, und sieht man dabei drei oder mehr Exemplare desselben Wortes, so sagt man sich: Wie arm ist doch der Mann an Wörtern! Oder gar: Wie arm ist doch die deutsche Sprache! Reichthum aber, Fülle, Mannichfaltigkeit, Abwechslung gehören zur Schönheit. Darum möchte ich das Verbot der Wiederholungen nicht für einen „Schulmeisteraberglauben“ halten. Und da nun das Deutsche eine lebendige Sprache ist, die beständig neue Bildungen hervortreibt und ältere außer Gebrauch kommen läßt, was Wunder, daß man zur Vermeidung von die die und der der (letzteres klingt auch häßlich) ein neues Relativpronomen gemacht hat? Daß welcher ursprünglich gar nicht das einfache Relativpronomen sei, wollte mir

zuerst nicht einleuchten. Nachdem ich jedoch ein paar Stunden vergebens im Nibelungenliede, im Walthar von der Vogelweide und beim jungen Goethe nach dem Relativum welcher gesucht hatte, mußte ich es wohl glauben. Man muß aber auch bedenken, daß sich das Bedürfnis häufiger Relativsätze erst beim Periodenbau einstellt, zu dem ein alter Dichter gar keine und der meist erzählende Goethe wenig Veranlassung hatte. Die unberechtigten Auswüchse und Dummheiten, zu denen durch den berechtigten papiernen Stil Versuchung und Gelegenheit bereitet wird, verdienen in vollem Maße die Züchtigung, die ihnen in den Grenzboten zu teil wird.

Wenn die mittelalterlichen Dichter und die in der Muttersprache schreibenden Chronisten, nicht bloß die deutschen, die naive Schönheit und die Reinheit der Sprache so viele Jahrhunderte hindurch zu bewahren vermochten, so verdankten sie das hauptsächlich dem Umstande, daß damals das Lateinische als Kanzlei- und Gelehrtensprache diente. Da erließen die Langobardenkönige Gesetze *de marah-uorfin, de scandalum und de homine battuto*. Da schrieben die Scholastiker Abhandlungen *de Ente et Essentia* und *de Principio Individuationis*. Da hieß es in einem Stadtrecht: *wiltwerkaere et husgenozze exceptis* (mit Ausnahme der Kürschner und Münzer). Alle Völker des Abendlandes verzunzten die lateinische Sprache um die Wette, aber keine eigne bewahrte ein jedes fein und rein. Wer das Bedürfnis fühlte, papiernen, ledern oder hölzern zu schreiben, der schrieb lateinisch; in seiner Muttersprache, genauer gesagt, in seinem Dialekt zeichnete jeder nur solche Sachen auf, die zum Singen, Sagen und Erzählen bestimmt oder geeignet waren. Jetzt schreiben die Gelehrten und Kanzlisten jeder in seiner Muttersprache, und darunter leiden alle Sprachen Europas, die deutsche am meisten, weil kein andres Volk so viel Schulmeister, Gelehrte und Kanzlisten, so viel Gesetze und Polizeiverordnungen hat wie das unsre; vom Zeitungswesen noch gar nicht zu reden.

Dieses Übel nicht bloß auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken, sondern womöglich von innen heraus zu überwinden, ist eine der wichtigsten Seiten unsrer Kulturaufgabe. Ich sage nicht: eine unsrer wichtigsten Kulturaufgaben, weil jede Kultur ein Ganzes ist, wie der Menscheng Geist, der sich in ihr offenbart; Wissenschaft, Kunst, Religion, Sitte, soziale Verhältnisse, Politik, Sprache sind nur verschiedene Erscheinungen desselben Wesens. Was uns im Kanzlei- und Gelehrtenstil angrinst, das ist das Chinesentum. Die Chinesen sind das vollendete Papiervolk. Der Chinese ist eine kluge, seelenlose Bestie in der Maske menschlicher Konvention, und diese Maske ist die von einem frühern lebendigen Menschentum übrig gebliebene Pappdeckelhülse oder Mumie. Auch die Assyrer und Ägypter würden Papiermenschen geworden sein, wenn sie lange genug gelebt hätten, und die Hindu, wenn sie nicht so oft durch feindliche Einfälle gestört worden wären. Die chinesische Frage hat die Vorsehung fertig werden lassen und stehen gelassen uns zur Warnung. Die Griechen haben,

wie man aus ihrer Skulptur sieht, beizeiten die Fesseln ihrer orientalischen Schulmeister gesprengt und höchste Bildung mit reiner Natur vermählt. Ein zweitesmal ist die europäische Menschheit zur Natur zurückgekehrt, als die Denk-, Kunst- und Kirchenformen, die Windeln und Schienen, in denen das Kindlein herangewachsen war, in der Renaissance und Reformation von den kräftig entwickelten Gliedern abgestoßen wurden. Und die Sehnsucht nach einer Wiedergeburt unsrer schönen und lieben deutschen Sprache, die sich heute in den Herzen so vieler verständigen und patriotischen Männer regt, sie ist nur eine besondre Äußerung des allgemeineren Bedürfnisses, die Natur vor all den Moden, amtlichen und konventionellen Formen, den Menschenverstand vor dem Übermaß unsrer Gelehrsamkeit und aus der zersplitterten Facharbeit die Einheit des ungetheilten, unverstümmelten, unverhunzten Menschen zu retten. Ein Glück noch, daß wir wenigstens nicht in Gefahr schweben, gleich den Chinesen zu erstarren, da wissenschaftliche, konfessionelle, politische und soziale Kämpfe uns beständig in Atem und auf den Beinen erhalten.

## 2

Daß die Schule für unsre Muttersprache mehr thun sollte, als sie thut, darin bin ich mit dem Verfasser der „Sprachdummheiten“ einig; aber in Beziehung auf die Art und Weise, wie sie es thun sollte, stimme ich mit ihm nicht ganz überein. Grammatischen Unterricht halte ich nicht nur nicht für notwendig, sondern geradezu für schädlich und gefährlich. Die grammatische Behandlung einer Sprache bedeutet ihre Sektion, und sezirt werden nur Leichname. Wenn die bessern Geister eines Volkes fühlen, daß sie die Kraft verloren haben, selbst gut zu sprechen und zu schreiben, dann fangen sie an, die Meisterwerke ihrer Sprache zu zergliedern und daran den Bau und die Gesetze dieser Sprache zu erforschen; die verlorne Kraft gewinnen sie dadurch nicht wieder. Als Aristoteles die Wissenschaft der Grammatik erfand, war die goldne Zeit der griechischen Litteratur vorüber, und die fleißigen Grammatiker Alexandriens haben keine zweite heraufgeführt. So ist die Sache bei allen übrigen Kulturvölkern verlaufen. Wir Deutschen haben uns zweier klassischen Perioden zu erfreuen, aber beide sind ohne Beihilfe, ja ohne Kenntniß der deutschen Grammatik aus dem gährenden Volksgeiste emporgestiegen, und wenn unser Volk eine dritte erleben soll, dann — scheint es mir — muß es vorher die deutsche Grammatik vergessen, die es nach Ablauf der zweiten aus den Meisterwerken seiner Dichter, Erzähler und Denker herausdestillirt hat. Von den größten Dichtern und Prosaisisten aller Völker hat keiner die Grammatik seiner Muttersprache studirt. Homer hatte keine Ahnung von einer solchen Wissenschaft, und auch Sophokles und Plato konnten noch keinen Unterricht darin empfangen. Wie hätte im dreizehnten Jahrhundert jemand auf den Gedanken verfallen können, italienische Grammatik zu lehren? Trug doch

Dante Bedenken, ob er es ohne Gefährdung seines Gelehrtenansehens wagen dürfe, sein großes Gedicht, „an dem Erd und Himmel gearbeitet“ hatten, in der lingua volgare, der Bauernsprache, zu schreiben. Zum Glück für sein Vaterland und für die Welt überwand er seine Bedenken und schuf mit dem Weltgedicht zugleich auch die italienische Schriftsprache. Wer immer Shakespeares Werke geschrieben haben mag, hat er überhaupt Grammatik gelernt, dann ganz bestimmt keine englische. Alfila, Heliand, Nibelungen, die Minnesänger und — Grammatik! Der Gedanke ist spaßhaft. Als Luther an seine Bibelübersetzung ging, da begann er nicht mit Ausarbeitung einer Grammatik, sondern er horchte, wie das Volk auf den Gassen und die Mutter mit den Kindern sprach. (Nebenbei bemerkt, man könnte Luther für sich allein eine klassische Periode bilden lassen; wir hätten dann bereits die dritte hinter uns.) Lessing, Herder, Goethe und Schiller haben in der Jugend wohl lateinische, aber keine deutsche Grammatik gelernt. Dasselbe gilt von allen Schriftstellern der Zeit bis 1830, die nach dem Urtheile des Verfassers der „Sprachdummheiten“ durchschnittlich ein besseres Deutsch geschrieben haben als wir Heutigen. Ich selbst habe auch keinen Unterricht in dem fraglichen Gegenstande empfangen, weder in der Volksschule noch auf dem Gymnasium. In der Volksschule fand ich im Anfange der sechziger Jahre einen methodischen Sprachunterricht vor.

Ein solcher kann auf zweierlei Weise betrieben werden. Man kann die Regeln einlernen lassen, z. B. die Verhältniszörter, die den dritten und vierten Fall regieren, und jede Regel durch einige Beispiele einüben; oder man kann sich auf die Beispiele beschränken: z. B. je ein Dutzend Sätze aufschreiben lassen, in denen auf oder an vorkommt, ohne daß man die Präpositionen der verschiedenen Klassen auswendig lernen läßt. Nach der zweiten Methode erteilt, muß der Sprachunterricht sehr heilsam wirken; die erste ist es, die ich für schädlich halte. Denn selbst angenommen, was für gewöhnlich wohl kaum erreicht wird, daß alle Schüler die gelernten Regeln und Wörter vollständig im Gedächtnis behielten, würden sie doch beim Sprechen wie beim Schreiben für längere Zeit unsicher und ängstlich werden, sich oft selbst mit der inwendigen Frage unterbrechen: Ist das auch richtig? und dann in der Verwirrung — aus purer Gewissenhaftigkeit — die falsche Form sprechen oder hinschreiben, wie es ja auch den besten Schülern im lateinischen und griechischen Spezimen so häufig ergeht. Wer von Grammatik keine Ahnung hat, der wird wenigstens nicht irre an dem Vielen oder Wenigen, was er kann. Wie ers von der Mutter und im Umgange gelernt hat, richtig oder falsch, so bringt ers heraus, ohne Zögern, Stocken und Disteln. Das ist eben der Unterschied zwischen der Muttersprache und der auf grammatischem Wege erlernten, und es kann der erstern nicht zum Vortheil gereichen, wenn man den Schüler bei ihrem Gebrauch in jene Gewissensängste verwickelt, die jeder grammatische

Unterricht erzeugt. Bestenfalls wird sie an Kraft, Gelenkigkeit und Frische einbüßen, was sie etwa an Korrektheit gewinnt. Und wer oder was ist korrekt? Die Regeln sind doch nur von den Schriftwerken abgezogen, diese veralten aber nach einiger Zeit, und weder Goethe noch Lessing kann dem Schicksal entgehen, dem Alfila und Luther verfallen sind. Gewiß müssen die Veränderungen einer lebenden Sprache deren innerem Bildungsgesetz entsprechen, wenn sie gesund sein sollen, aber ebenso gewiß waltet dieses Gesetz am reinsten und ungestörtesten, so lange noch niemand daran denkt. „Wenn nur das Volk nicht mit Überlegung an der Sprache ändern wollte, es wird allemal eine Dummheit fertig!“ ruft der Verfasser der „Sprachdummheiten.“ Sehr richtig! Aber ich glaube, das gilt nicht bloß von dem Volke, sondern auch von den Gelehrten. Die Sprache ist ein Kunstwerk; ihre Schöpfungen beruhen auf Eingebung. So wenig der Kritiker, wenn er nicht zufällig von Natur zugleich Dichter ist, die von ihm mit Recht getadelten Gedichte oder Dramen durch bessere zu ersetzen vermag, so wenig vermag der Sprachkritiker die herrschende schlechte Prosa durch eine gute zu verdrängen, oder als Lehrer seine Schüler zu guten Prosaisten zu erziehen. Was er kann, das ist: Fehler rügen und schlechte Gewöhnungen verhüten. Darum soll allerdings der Lehrer höherer Schulen selbst einen gründlichen Unterricht in der Grammatik empfangen haben, aber erst auf der Universität, d. h. in einem Alter, wo er schon fest und gewandt im Schreiben war und durch die Theorie nicht mehr so leicht an seiner Praxis irre werden konnte. Wie schön ist die natürliche Beredsamkeit der Südländer; mit welchem Ausdruck, welcher Empfindung, welchem Wohlklang, welcher Deutlichkeit und welcher Gewandtheit spricht in Italien der Gassenjunge und die Frau aus dem Volke! Laßt diese Analphabeten acht bis zehn Jahre in der Schule drillen, und sie werden stammeln, stottern und sich dreimal in jedem Satze verbessern wie unsre deutschen Toastredner. Schreiben werden sie dann freilich auch, was sie jetzt nicht können, aber ihr Geschriebenes wird schwerlich schöner ausfallen als das Gesprochene. Es ist wahr, sagt Locke, „unser Volk liest, und es schreibt; aber wohl dem, der sein Geschriebenes nicht zu lesen, und sein Gelesenes nicht zu hören braucht!“ Jedes Ding hat eben seine zwei, meistens sogar vier und mehr Seiten, und die Schattenseiten der allgemeinen und langen Schulung verdienen wohl öfter und mehr erwogen zu werden, als es gewöhnlich geschieht.

Mit dem übrigen, was a. a. D. über den deutschen Unterricht gesagt wird, bin ich von ganzem Herzen einverstanden. Nur um Gottes willen nicht aus der deutschen Stunde einen ästhetischen Thee machen! Der gehört in die Erholungs-, nicht in die Arbeitszeit. Und keine philologisch-kritische Behandlung unsrer Klassiker! die nur den Erfolg hat, den Schülern unsre vaterländischen Dichterwerke ebenso zu verleiden, wie es bekanntlich mit den griechischen und lateinischen geschieht. Dagegen mehr gute Prosa lesen, und mehr

Aufsätze! Grundsätzlich aber wäre es wieder, wenn man den Forderungen einiger Schulverbesserer nachkommen und wöchentlich mehrere Stunden für Lektüre ansetzen wollte. Denn erstens ist das Lesen in der Muttersprache auch keine oder fast keine Arbeit, in der Schule aber soll gearbeitet werden. Zweitens soll in der Schule nichts betrieben werden, was die Schüler für sich allein ebenso gut machen können. Das Lesen in der Schule darf daher nur Anleitung zum häuslichen Lesen sein, nicht dieses ersetzen. Den ohnehin so entsetzlich eng gezogenen Spielraum und karg zugemessenen Stoff für selbständige und freiwillige Thätigkeit den Schülern noch mehr beschränken wäre beinahe ein Verbrechen. Was das Schreiben anlangt, so wird jetzt in den Unterklassen des Gymnasiums die kostbare Zeit, die für Aufsätze verwandt werden könnte, mit orthographischen Übungen vertrödelt. Das ist aus zwei Ursachen Unsinn. Einmal, weil die Rechtschreibung gelegentlich beim Schreiben gelernt werden kann und früher immer so gelernt worden ist. Sodann, weil wir zur Zeit in Deutschland gar keine Orthographie haben, die zu lernen sich verlohnte. Kriegt der junge Mann ein Reichsamt oder eine Anstellung bei der „Schlesischen Zeitung,“ so muß er den kleinen Puttkamer wieder verlernen, der ihm mit einem Zeitaufwande von hundert und mehr Stunden eingebläut worden ist.

Mit den Verteidigern des humanistischen Gymnasiums bin ich der Ansicht, daß das Erlernen fremder Sprachen, namentlich der beiden alten, in hohem Grade der Muttersprache zu gute kommt; nicht allein weil der Schüler dabei einen Begriff von Grammatik bekommt, ohne durch Zerfaserung seiner Muttersprache in deren Gebrauch unsicher zu werden, und weil er auf das logische Verhältnis der Satzglieder und Sätze zu einander achten lernt, sondern auch weil das schriftliche und mündliche Übersetzen in die Muttersprache eine der vortrefflichsten Sprachübungen ist. Ein anderer Mitarbeiter der Grenzboten hat das in Abrede gestellt. Er meint, übersetzen sei nicht eine Schülerübung, sondern eine Kraftprobe, weil eine gute Übersetzung zu den allerschwierigsten Leistungen gehöre. Aber das vollkommen Gute ist in jeder Art von Aufsätzen das schwierigste. Einen Bericht über durchgegangene Pferde fürs Stadtblättel so abzufassen, daß er weder aus lauter stereotypen Redensarten besteht, noch mit seinen gesuchten neuen Wendungen läppisch ausfällt, ist weit schwieriger als eine Übersetzung aus Platon. Vom Schüler verlangt man eben nicht das absolut Beste, sondern das Beste, was er auf seinem Standpunkte leisten kann. Schon der Quintaner vermag dem Geiste der deutschen Sprache so weit gerecht zu werden, daß er nicht „Cäsar, nachdem er,“ sondern „nachdem Cäsar“ übersetzt.

Die Hauptsache wäre, daß der gesamte Schulunterricht ein Unterricht im Deutschen würde, d. h. daß die Lehrer aller Fächer gut sprächen und schrieben und ihren Schülern keinen Fehler im Deutschsprechen und -schreiben durchgehen ließen. In diesem Falle bliebe dem deutschen Sprachunterricht außer

der Einführung in die Litteratur nicht gar viel zu thun übrig. Wird aber in 24 Stunden schlecht gesprochen und geschrieben, so würden selbst 6 deutsche Stunden das angerichtete Unheil kaum wieder gut machen. Das aller schlimmste aber ist, daß in stark besetzten Klassen überhaupt kein Sprechunterricht, sondern nur Schweigunterricht erteilt wird. Sprechen und Schreiben kann, wie jede andre Kunst, nur durch Übung erlernt werden. So wenig einer schwimmen lernen kann, ohne zu schwimmen, turnen lernen, ohne zu turnen, Klavierspielen lernen, ohne Klavier zu spielen, so wenig kann einer reden lernen, ohne den Mund aufzuthun. Bis zum sechsten Jahre schwagen gesunde Kinder, wenn man ihnen nicht bei Strafe verbietet, in einem fort und dabei gar nicht schlecht. Dann gehen sie in die Schule, und da wird ihnen ein Schloß vor den Mund gehängt; für jedes Wörtlein, das sie ohne Erlaubnis sprechen, setzt eine Rüge oder gar Schläge. Sie dürfen nur sprechen, wenn sie „drankommen,“ und wie selten kommt so ein armes Plappermäulchen dran unter achtzig Kameraden! Mitleidige Lehrer lassen oft im Chore sprechen, was den Kindern zugleich den Vorteil verschafft, einmal aufstehen und ein Paar Kniebeugen und Armbewegungen machen zu dürfen. Nach der Schule dann sind häusliche Arbeiten anzufertigen, was wieder ein paar Schweigstunden bedeutet. In den höhern Schulen ist die Sache noch schlimmer, weil da die häuslichen Arbeiten mehr Zeit in Anspruch nehmen. Mancher Junge hat nun das Pech, daß er Tage lang nicht „drankommt“; ja mir ist ein Fall bekannt, wo ein Schüler — er war kein schlechter oder lieberlicher Mensch — sich durch irgend etwas die Ungnade der Herren Lehrer zugezogen hatte und sechs geschlagene Wochen in keinem Tache „drankam“! Das ist ja, sofern man es nicht als Zuchthausstrafe nach pennsylvanischem System auffaßt, eine vortreffliche Anleitung zur Selbstbeherrschung und eine Astese ersten Ranges — tägliche Geißelung wäre im Vergleich damit ein Vergnügen —, aber wie soll einer dabei sprechen lernen? Nach einigen Jahren dieser prächtigen Übung ist aus dem ehemaligen Plappermäulchen ein Kerl geworden, der wie Dantes Virgil „vom langen Schweigen heiser scheint“; und dann schlagen die Herren Lehrer die Hände überm Kopf zusammen, weil die Schüler so unbeholfen im Ausdruck sind! Mit dem Schreiben steht es nicht ganz so schlimm, aber doch ähnlich. Vorzugsweise aus dem Grunde werden weit weniger Aufsätze geschrieben, als geschrieben werden sollten, weil kein Lehrer gern neben andern Hefen wöchentlich vierzig bis sechzig Aufsätze durchsieht, was man ihm wohl auch nicht verargen kann, und weil die Zeit fehlt, mit jedem Schüler die Fehler zu besprechen. Die von den Grenzboten empfohlene Beseitigung des lateinischen Aufsatzes würde wenigstens den Oberklassen nach dieser Richtung hin einige Hilfe bringen.

Es wäre schon viel gewonnen, wenn unsre Schulen so eingerichtet werden könnten, daß die Unterrichtsstunden mehr Rede- als Schweigstunden wären.

Die größere Redefertigkeit der Frauen rührt weniger von natürlicher Anlage als von größerer Übung her; sie haben in der Jugend nicht so viel Schulstunden zu erdulden, und ihre spätern Arbeiten, Nähen und Stricken, Kochen und Waschen, Einkaufen und Kinder pflegen, gestatten es meistens, daß dabei ein Wörtchen geplaudert wird. Uns Männer aber erwarten nach der großen Schulschweigezeit wiederum Berufsarbeiten, die es nicht leiden, daß muntre Reden sie begleiten, außer man wählt einen Beruf, dessen Arbeit eben im Reden besteht, und wird Advokat, Lehrer, hervorragender Parlamentarier oder sozialdemokratischer Agitator.

## 3

Nachdem der Verfasser der „Sprachdummheiten“ die Ansicht ausgesprochen hat, daß vom Sprachverein zunächst wenig zu erwarten sei, darf ich wohl das Bekenntnis wagen, daß mir auch die aus dem Worte „zunächst“ hervorleuchtende Hoffnung auf die Zukunft unberechtigt erscheint. Einem Gebirgsverein verursacht die Frage, wie er seine Absichten verwirklichen könne, keine Kopfschmerzen, er braucht nur das erforderliche Geld zu sammeln und die Wege anzugeben, die in Stand gesetzt werden sollen, und er findet fleißige Hände im Überfluß, die seinen Plan ohne Rest verwirklichen. Aber wie in aller Welt wollen die Herren vom Sprachverein es anstellen, den schlechten Stil ihrer Mitmenschen und ihren eignen zu verbessern? Ein Tugendbund kann schon froh sein, wenn er sich nicht in einen Lasterbund verwandelt. Niemand — das gestehen auch die Grenzboten zu — schreibt absichtlich schlecht, wie auch niemand sündigt, um lasterhaft zu sein. Sondern man macht Sprach- wie Tugend schnitzer, weil das Fleisch schwach bleibt, mag der Geist auch noch so willig sein. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, und heilige Gelübnisse pflegen wohl die Zahl der Versuchungen, aber nicht die Kraft zu vermehren; weiß man ja doch recht gut, wie es so einem heiligen Antonius geht! Eines könnte der Sprachverein allerdings thun, er könnte auf die täglich neu auftauchenden Sprachdummheiten Sagd machen und sie in seiner Zeitschrift oder noch besser in sämtlichen angesehenen Zeitschriften Deutschlands allmonatlich an den Pranger stellen. Die Schriftsteller würden sich dann ein wenig vor ihnen in acht nehmen, und die Lehrer würden aufpassen, daß sie nicht bei den Schülern einreißen. Ob das durchgreifend wirken würde, läßt sich nicht voraussagen; die im günstigsten Falle erzielte negative Vollkommenheit, die Freiheit von Sünden, könnte zwar für sich allein noch keine neue Blütezeit unsrer Sprache herbeiführen, doch wäre Reinigung von groben Verunstaltungen immerhin ein höchst schätzbarer Gewinn. Diesen Weg hat, wie wir aus den Grenzboten erfahren, der Sprachverein noch nicht beschritten, und es muß abgewartet werden, ob er der vom Verfasser der „Sprachdummheiten“ gegebenen Anregung folgen wird. Selbstverständliche Voraussetzung für die erspriessliche Wirksamkeit eines Gerichtshofes,

der über Sprachsünden abzurteilen hätte, würde nun allerdings sein, daß seine sämtlichen Mitglieder tüchtige Germanisten und gute Stilisten wären.

Alles das betrifft doch aber nur, um mit dem Verfasser der „Sprachdummheiten“ zu reden, das Kleid der Sprache; wie will der Sprachverein an sie selbst heran, die doch nichts andres ist als die Offenbarung der Seele? Der Stil ist zwar nicht der Mensch, wie der affectirte Franzose sich ausdrückt, aber doch eine der unmittelbarsten Offenbarungen des Menschengeistes. Den Stil verbessern bedeutet nichts Geringeres, als die Menschen bessern. Kann der Sprachverein alle Wirkköpfe in klare Denker, alle Flachköpfe in scharfe Logiker, alle Hohlköpfe in gedanken- und kenntnißreiche Gelehrte, alle eiteln Zierbengel in gediegene, tüchtige, schlichte Menschen, alle verlogenen Schufte in wahrheitsliebende, offene, gerade Charaktere umwandeln? Kann er jenen Holzklößen, bei denen nicht einmal die unterste Küchenmagd einer Grazie Pate gestanden hat, Schönheitsfimm eintrichtern? Kann er allen ledernen Philisterseelen die heilige Blut edler Leidenschaften eingießen und obendrein dafür sorgen, daß diese Blut dem Prediger jeden Sonntag früh neun Uhr, dem Redakteur, so oft ein patriotischer Leitartikel fällig ist, und dem Romanschreiber zur Verfügung stehe, wenn seine Kasse zur Reige geht? Kann das der Verein, dann werden im zwanzigsten Jahrhundert alle deutschen Druckschriften durch lessingische Klarheit, goethische Fülle, schillerisches Pathos und platenähnliche Formgewandtheit entzücken.

Und was das schlimmste ist, unsre verzwickten Lebensverhältnisse zwingen den Schreiber gar häufig, sich dümmer und schlechter zu stellen, als er in Wirklichkeit ist. Um von hunderten nur eins anzuführen: Talleyrands elegante Kunst, die Gedanken zu verhüllen, ist der plumpen Fertigkeit eines Palmerston gewichen, indiscrete Frager mit einem Schwulst nichtsagender Redensarten abzuspiesen. Diese Fertigkeit haben sich seitdem außer den Diplomaten auch die Zeitungsschreiber angeeignet, denn sie kommen sehr häufig in Lagen, wo sie mit der vollen Wahrheit nicht herausrücken dürfen, während sie doch auch nicht geradezu lügen wollen, oder wo sie über Dinge Auskunft geben müssen, von denen sie selbst nichts wissen und verstehen. Und so finden wir denn täglich in den Zeitungen „Dementis“ und Mitteilungen „von gut unterrichteter Seite,“ deren Kern, wenn man ihn aus all den wenn, aber, obgleich und indem herausgewickelt hat, auf ein Haar der alten Wetterregel gleicht: Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sichs Wetter oder es bleibt wie es ist. In älterer Zeit scheint der Galimathias die AdvokatenSpezialität gewesen zu sein, wie man aus dem köstlichen Glockenprozeß in Rabelais Gargantua schließen kann.

Und die Zeit, die uns zum Schreiben zugemessen ist, und die Umstände, unter denen wir schreiben! Sa, wenn wirs so bequem hätten wie der gute Layamon, ein angelsächsischer Chronist, der uns sein Verfahren folgendermaßen

beschreibt. (Was darin allzu unverständlich ist, drücke ich neudeutsch aus.) „He nom tha Engliſka boc, tha makede Seint Beda; an other he nom on Latin, tha makede Seinte Albin; boc he nom the thridde, leide der amidden, tha makede a Frenchis clerck, Wace was ihoten (war er geheissen), the wel conthe writen. Layamon leide theos boc, und wandte die Blätter um; liebreich sah er sie an, Gott sei ihm gnädig! Fetheren he nom mit fingren, und schrieb auf Buchfelle; die wahren Worte setze er zusammen und die drei Bücher drängte er in eins.“ Ungeſtört in der stillen Klosterzelle sitzen, mit drei Büchern als ganzer Litteratur, und dem einfältigen, andächtigen Glauben an die volle Wahrheit jedes Wortes, das auf den lieben Buchfellen steht, und das schöne Bewußtsein: kein Treiber steht mit der Hezpeitsche hinter dir; ob du übers Jahr oder n zehn Jahren oder gar nicht mit deiner Arbeit fertig wirst, das kümmert keinen Menschen und macht dir selbst keine Sorgen — da kann einer freilich „gut reiten.“ Aber unser heutiger Beamter, der in einer Woche einen buchdicken Bericht „fertig stellen“ muß, unser Penny-a-liner, der in einem Vormittage die fällige Fortsetzung seines Feuilletonromans, einen Leitartikel über die Zuckersteuer und den Bericht über die Straßenprügeleien der letzten Nacht zusammenschmiert, ein Manöverberichterſtatter, der es sich nicht so bequem macht wie Wippchen, wie können die bei ihrer Hezjagd auf den Stil achten? Und wie soll sich bei unsrer Vieleserei, die uns den Kopf in eine Musterkarte von Stilproben verwandelt, Stilgefühl bilden oder das schon vorhandene nicht zu Grunde gehen? Und ist nicht für die in unserm heutigen Leben so wichtige Reklame das Verrückteste gerade das Wirkfamste, daher der Nouveautéstil gar nicht zu entbehren?

Gut und schön sprechen und schreiben ist, wie gesagt, eine Kunst. Die Ausübung einer Kunst beruht einerseits auf natürlicher Anlage und Inspiration, anderseits auf technischer Vorbildung. Die Anlage kann sich niemand erwerben, der sie nicht als Geschenk der Natur empfangen hat; Inspirationen lassen sich nicht erzwingen. Zum Schreiben pflegen Ereignisse und Leidenschaften zu begeistern. Wenn sich einer gedrungen fühlt, wie Schiller vor Abfassung der Räuber, ein Stück zu schreiben, „das absolut durch den Schinder verbrannt werden muß,“ so wird das, was herauskommt, zwar nicht übermäßig sittsam, aber stilistisch gar nicht schlecht sein. Goethe schrieb nicht, wenn es ihn nicht „auf die Nägel brannte.“ Wir Heutigen müssen oft schreiben, wenn wir keine Lust haben, invita Minerva, und wenn uns einmal etwas auf die Nägel brennt, so haben wir entweder keine Zeit dazu, oder wir schreiben es zwar, aber — es eignet sich nicht für den Druck. Solche Sachen, bei denen uns die Feder fliegt und den Gedanken trotzdem nicht schnell genug zu folgen vermag, sodas wir hernach das Geschriebene selber nicht lesen können, die haben immer auch ihre eigentümliche Stilschönheit, eine Schönheit, die sich durch keine Mühe, keinen Fleiß, kein Studium erzwingen läßt.

Die technische Seite wird in den „Sprachdummheiten“ hervorgehoben. Es heißt da, einen Hund oder ein Pferd zu zeichnen werde nicht leicht jemand sich unterstehen, der nicht zeichnen gelernt hat, dagegen einen Aufsatz zu schreiben getraue sich jeder, obwohl auch das gelernt sein wolle und nicht jeder es gelernt habe. Dieses Selbstvertrauen ist aber doch sehr entschuldbar. Ob einer zeichnen kann oder nicht, das ist mit völliger Sicherheit zu entscheiden. Sieht das Bild wirklich wie ein Hund oder Pferd aus, so kann der, der es gemacht hat, zeichnen; kommt aber ein Ding, das mehr einem Affen oder Esel gleicht, oder eine bloße Sudelei zum Vorschein, so kann ers eben nicht. Vorbilder für einen Aufsatz als Maßstab der Beurteilung giebt es nicht, denn Kopiren ist hier gerade das, was nicht geleistet werden soll. Darum kann beim Schreiben immer nur vom Besser- oder Schlechtermachen, nicht aber einfach vom Können und Nichtkönnen die Rede sein. Ein wenig hat doch auch wirklich jeder schreiben gelernt. Er kann sprechen und er kann Buchstaben zeichnen, folglich kann er auch aufzeichnen, was er spricht. Außerdem: zum Zeichnen ist niemand gezwungen, der es nicht gelernt hat; Schreiben aber muß jeder manchmal, wenn auch nicht gerade für den Druck. Das klare Bewußtsein des Nichtkönnens tritt erst ein, wenn einem zugemutet wird, über eine Sache zu schreiben, die er nicht versteht. Eine große Zahl der Sprachdummheiten rührt daher, daß heute Unzählige über Dinge schreiben, die sie nicht ordentlich verstehen, oder die sie nicht gehörig durchdacht haben. Mit dem *Nonum prematur in annum* ist nicht Wortklauberei gemeint, sondern Gedankenarbeit; unklare, schiefe und falsche Ausdrucksweise ist meistens (nicht immer!) nur die Folge mangelhafter Durchdringung des Gegenstandes; hat einer ein Ereignis oder ein Bild nicht bis in die kleinsten Einzelheiten hinein scharf aufgefaßt, so fällt auch die Beschreibung, die er davon entwirft, verschwommen aus. Demnach würde der Sprachverein einen durchschlagenden Erfolg erzielen, wenn er jeden Deutschen bewegen könnte, folgendes zu geloben: 1. So lange ich keine Übung im Schreiben habe, schreibe ich nichts für den Druck. 2. Nie werde ich über etwas schreiben, was ich nicht ordentlich verstehe. 3. Ein Rede oder sonst ein Schriftstück, das ergreifen soll, werde ich niemals aufsetzen, wenn ich mich nicht innerlich dazu gedrängt fühle. 4. Einen Aufsatz, der Studium und Nachdenken erfordert, werde ich nie eher in Druck geben, als bis ich von jedem einzelnen Satze die Überzeugung gewonnen habe: besser oder auch nur anders kann der Gedanke schlechterdings nicht ausgedrückt werden. Wie wenig würde dann gedruckt werden, und wie gut würde das Wenige sein!

Hätte ich dieses Gelöbniß abgelegt, so würden auch die vorstehenden Betrachtungen ungeschrieben geblieben sein oder wenigstens vor Ablauf von neun Jahren nicht gedruckt werden. Ihr Hauptzweck war, daran zu erinnern, daß die Ausübung der Schreibkunst weit inniger mit der Geistesverfassung und den Lebensverhältnissen der Ausübenden verflochten ist als die jeder andern, und

daß die Lehren und Zurechtweisungen der Sprachkundigen, so unerläßlich sie auch sein, und so nachdrücklich sie in Schule, Verein und Presse eingeschärft werden mögen, für sich allein kaum in stande sein werden, eine durchgreifende Besserung herbeizuführen. Einige jener Lebensverhältnisse, wie die der Zeitungsschreiber, sind ja auch in den „Sprachdummheiten“ erwähnt worden. Rückkehr zu einfachern und klarern Lebensverhältnissen würde samt unsern sozialen Leiden auch die Sprachpest heilen. Ob solche Rückkehr oder ein solcher Fortschritt möglich ist, wissen wir so wenig, wie auf welchem Wege er herbeigeführt werden könnte. Aber Hoffen steht ja jedem frei, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.



## Zur Geschichte von dem franken Königssohne

Von f. Kunze

(Schluß)



solchen Auswüchsen gegenüber macht dann freilich der Antiochus des jüngern Corneille einen wohlthuenden Eindruck. Das Stück ist erschienen im Jahre 1666, also fast zwanzig Jahre älter als das eben besprochene Hallmannsche Trauer = Freudenpiel, und trägt durchaus den Stempel des französischen Klassizismus: strenge Gebundenheit in der Führung der Handlung wie im Ausdruck. Corneille hat den vorgeschundenen Stoff in freier Weise verwendet und umgestaltet. Zunächst beseitigt er das Anstößige des Vorwurfs dadurch, daß er Stratonica zur Verlobten, nicht zur Gemahlin des Königs macht. Sodann scheidet er, um die Handlung zu verengern und straffer zusammenzuziehen, die Person des Cerasistratus aus, erfindet aber dafür eine nicht ungeschickte Intrigue, wodurch er dem Stoffe dramatische Bewegung giebt. Die Urheberin der so herbeigeführten Verwicklung übernimmt zugleich die Rolle des Cerasistratus, indem sie den König schließlich über das Leiden des Prinzen aufklärt.

Antiochus und Stratonica lieben sich, seitdem der Prinz am Hofe des Demetrius erschienen ist und dessen Tochter, die aus Gründen der Politik dem Seleucus verlobt worden ist, an den Hof des Vaters zur Vermählung geführt hat. Aber beide wahren ihre Liebe als ein Geheimnis, und Stratonica ist fest entschlossen, ihrem künftigen Gatten treu zu sein. Um den